

## Kultur & Gesellschaft

# Warten auf Bartleby

Der Arbeitsverweigerer hat dienstfrei: Mélanie Huber inszeniert «Bartleby, der Schreiber» im Schiffbau ohne Hauptfigur. In die Lücke springt beherzt der Chef.

Christoph Fellmann

Er ist entschieden ein Mann des Konjunktivs. Bartleby könnte ein tüchtiger Angestellter sein, würde er es eines Tages nicht vorziehen, lieber nicht mehr zu arbeiten. Er könnte also ein Held der Müsiggänger und der Arbeitsverweigerer sein, würde er denn wenigstens ein bisschen sein Leben geniessen. Ja, und Bartleby könnte, weil ihn Herman Melville damals, 1853, in einer Anwaltskanzlei ausgerechnet an der Wallstreet erscheinen liess, ein Aufrührer sein, eine Stimme gegen den sauber gescheitelten Wahnsinn am Finanzmarkt. Aber für eine Stimme ist dieser junge, blasse Mann entschieden zu stumm. Er möchte lieber nicht. Er ist einfach da, ein Faktotum nämlicher Kanzlei sowie der Weltliteratur. Occupy gar nichts.

Also könnte Bartleby das Gespenst der Sinnlosigkeit sein, das uns schon mal heimsucht, aber warum bringt er uns dann zum Lachen? Ist er also einfach das, was wir aus ihm machen? Nun, Mélanie Huber, die die Erzählung am Freitag in der Fassung von Stephan Teuwissen in die Box des Schiffbaus gebracht hat, scheint abzuwinken: Ich möchte lieber nicht. Die 1981 geborene Zürcher Regisseurin zeigt Bartleby, die Leerstelle - als Leerstelle. In dem Moment jedenfalls, da der Schreiber bei Melville seine Stelle als Aktenkopist antritt, bleibt er bei Huber ein Gespenst, das sich auch jetzt, «an der Schwelle» in die Kanzlei und notabene auf die Theaterbühne, nicht verfleischt. Das vielmehr unsichtbar hinter den Paravent gleitet, wo es seine neue Tätigkeit schon bald zugunsten einer umfassenden Tatenlosigkeit aufgibt.

### Jähzorn und Ingwerfetsch

Die Titelfigur von «Bartleby, der Schreiber» nicht zu besetzen, könnte, muss aber nicht bedeuten, dass die Regie ihre Arbeit genauso höflich verweigert hat. Nämlich, aus der Literatur ein Theater und aus den Buchstaben einen Menschen zu erwecken. Schliesslich erfahren wir ja auch bei Melville nur aus zweiter Hand von Bartleby, nämlich aus der Erzählung des namenlosen Kanzleichefs, der die neue Schreibkraft einstellt, um die zusätzliche, aus der Übernahme eines Beisitzeramts anfallende Arbeit zu bewältigen. Und so geht es schon im Original weniger um Bartleby



In «Bartleby» gibts knuffigen Slapstick zu sehen - und einen grossartigen Fritz Fenne (rechts). Foto: Toni Suter (T+T Fotografie)

selbst als um seine Wirkung auf die Kanzlei, ihre angestammten Mitarbeiter und ihren Boss. Sie ist bei Melville schleichend, die Abläufe, Moral und Sprache leise zersetzend. Bei Huber ist sie - ja wie eigentlich?

Denn während das Publikum knapp zwei Stunden lang auf Bartleby wartet, wird nun mehr Theater veranstaltet, als der Geschichte guttut. Zunächst einmal hat Bühnenmeisterin Nadia Schrader einen sehr grossen, sehr bedeutsamen und sehr mühselig zu bedienenden, aufgepasst jetzt: Paravent aus Backstein und Schiefertafeln zur Kanzlei aufgebaut. Und vor beziehungsweise hinter diesem Sichtschutz zum Finanzviertel spielt ein bereits recht dysfunktionaler Arbeitsalltag. Wie in einem Jahrmarkttheater ergötzen sich Regie und Ensemble an der Skurrilität der alten, aber nicht besonders ehrwürdigen Schreiber: am Jähzorn des Puter (lustig: Ingo Os-

pelt), an den Verdauungsproblemen des Krabbe (lustig: Ludwig Boettger), am Ingwerfetsch des Kekes (melancholisch: Steffen Link).

### Ein Mensch geht aus dem Leim

Das ist schön anzuschauen und von knuffigem Slapstick, setzt aber früh einen derart schrägen Ton, dass man später lange brauchen wird, um einzusehen, wie das Gespenst von Bartleby diese Kanzlei der Knallchargen über den aktuellen Stand der Baisse hinaus noch ruinieren könnte. Da hilft dann zum weiteren Verständnis kein Trommelwirbel, kein sentimentales Trompetensolo und auch keiner der a cappella gesungenen Kanons, die Pascal Destraz nach dem Vorbild amerikanischer Fuguing Tunes aus dem 18. Jahrhundert eingerichtet hat, auf dass sie wichtige Themen des Abends - etwa: «Sag uns, wer du bist, Bartleby» - mit heiligem Ernst beschatten.

Was aber hilft, ist Fritz Fenne. Als Kanzleichef und Erzähler springt er in die weit gespreizte Lücke zwischen kuriosestem Kabinettheater und pastoralem Pathos - und füllt sie mit einer grossartigen Leistung tatsächlich aus. Allein, wie ihm die Gesichtszüge entfallen, als er bemerkt, dass Bartleby auch nach der Entlassung immer noch am Platz sitzt: Das macht in Sekunden die Panik eines Mannes erlebbar, der spürt, wie komplett er gerade aus dem Leim geht. Und noch in all den nichtigen Versuchen, ruckartig die Fassung zu bewahren, die Haltung anzunehmen, die Sprache zurückzugewinnen, vergrössert Fenne nur noch die Macht des Alptrahms, der mit seinem neuen Angestellten über ihn gekommen ist.

Am Ende steht er da, «bleich» und «kadaverhaft», wie Melville seinen Bartleby beschrieben hat. Endlich in Fleisch und Blut.

### Buchtipps

#### Pragmatismus und analytische Philosophie

Der Pragmatismus und die analytische Philosophie gehören zu den dominierenden Strömungen der Gegenwartsphilosophie. Sie sind Gegenstand einer einführenden und bewertenden Darstellung, die jetzt als Band XI der renommierten Philosophiegeschichte des Beck-Verlages erschienen ist. Wolfgang Röd, der Herausgeber der gesamten Reihe, stellt in einem einführenden Kapitel die Vorgeschichte dieser Denkrichtungen dar; den Hauptteil des Buches bestreitet Pierfrancesco Basile, der auch als Sachbuch- und Filmkritiker in «Tages-Anzeiger» und «Züritipp» zu lesen ist.

Basile führt in das Leben und Denken der wichtigsten Vertreter des amerikanischen Pragmatismus (Peirce, James, Dewey) und der analytischen Philosophie (Frege, Russell, Moore, Wittgenstein, Quine) ein. Das klar und flüssig geschriebene Buch wendet sich nicht nur an ein Fachpublikum, sondern auch an Leser, die sich für philosophische Fragestellungen interessieren und vor komplexen Gedankengängen nicht zurückschrecken. Der Autor scheut weder Wertungen noch weiterführende Fragen - etwa die, was von der Philosophie bleibt, wenn sie als strenge Wissenschaft statt als humanistische Disziplin aufgefasst wird. (ebl)

Pierfrancesco Basile, Wolfgang Röd: *Geschichte der Philosophie XI: Die Philosophie des ausgehenden 19. und des 20. Jahrhunderts 1. Pragmatismus und analytische Philosophie.* C. H. Beck, München 2014. 366 S., ca. 41 Fr.

## Musik zum Schlafen - und Schwärmen

Zum Ausklang des Lucerne Festival zeigten die Wiener Philharmoniker, was sie können, wenn sie wollen.

Anna Kardos

Sie sind Musik gewordener Mythos - und wissen das am allerbesten selbst. Die Wiener Philharmoniker haben Tradition im Blut, Schmelz im Klang und ein Selbstverständnis in der Brust, das schon manchen Dirigenten zur Verzweiflung getrieben hat. Weniger charismatische Orchesterleiter pflegen die Herren - und mittlerweile auch Damen - Philharmoniker mit einem musikalischen Kinnhaken à la Viennois abzuserieren: auf dass er seinen Einsatz gebe und danach keinen nennenswerten Widerstand mehr leiste.

Was aber macht den Mythos des Ensembles aus? Zunächst die hohe Abstammung aus der Stadt von Mozart und Beethoven, was sogar die Spatzen von den Dächern Walzer pfeifen. Dieses Traditionsbewusstsein drückte in Mozarts «Sinfonia Concertante» denn auch ordentlich durch: «Geh, wer ist schon rein geografisch an der Quelle und kann seinen Wolferl aus dem Effeff?», schien das Motto des Orchesters zu sein. Klar hätte da eine allzu intensive Probearbeit mit dem Dirigenten Gustavo Dudamel bloss die Gepflogenheiten verwässert. Also spielten die Philharmoniker ihren Mozart, wie sie das seit Karajan tun. Und

hätte nicht schon Bach mit seinen «Goldberg Variationen» die wunderbarste Einschlafmusik komponiert - die Wiener hätten am Freitag in dieser Gattung Musikgeschichte geschrieben.

Doch ein Mythos ist nicht umsonst ein Mythos. Er kann eben auch anders. Sich etwa wie ein Phönix aus der Asche erheben und innert Minuten ins weltbeste Orchester verwandeln. Vielleicht lag es auch am Werk und dessen Komponisten Jean Sibelius? Als ein Wahlverwandter der Wiener hatte er statt der strengen motivisch-thematischen Kompositionsarbeit die Klangfarben ins Zentrum seiner zweiten Sinfonie gerückt.

### Sibelius ja, Dvořák nein

Da liess sich das Orchester natürlich nicht zweimal bitten. Denn wer ausser ihm vermag schon einen Klang herbeizuzaubern, glasglänzend, aber mit holziger Wärme, in höchsten Höhen schwebend und von da aus einen Blick in unendliche Tiefen gewährend, dass den Hörern regelrecht schwindelt? So be rauschten die Wiener ihre Zuhörer innert weniger Takte - und zerrissen mit einem metallischen Akkord alles Schweben und Schwingen. Die anschliessende Pizzicatopassage war beglückend exakt - und so schön, dass sie allein schon die Fahrt nach Luzern wert gewesen wäre. Und wo sonst gibt es ein Orchester, das einen Akkord in sein Negativ verwandeln kann, sodass er wie ein Simultan-contrast echot? So zauberten die Philharmoniker und Gustavo Dudamel mit ihnen. Oder war es umgekehrt? Eine

schwierige Frage, denn selbst Dirigierende Wilhelm Furtwängler musste nach Konzerten mit den Philharmonikern gestehen: «Ich habe genau das dirigiert, was sie gespielt haben.»

Folglich war es auch unmöglich, zu bestimmen, wem am folgenden Tag der Sinn nicht so recht nach Dvořáks achter Sinfonie stand: den Wienern oder Dudamel? Dafür schien der diesjährige Gewinner des Credit Suisse Young Artist Award, Sergey Khachatryan, ein regelrechter Wahl-Wiener zu sein, wie er sich mit romantischem Geigenton seinen Weg durch Beethovens Violinkonzert bahnte. Sein Beethoven war kein genialer Klassiker, kein extravaganter Entdecker, sondern ein introvertierter Melancholiker auf der Suche nach Schönheit - und der Geiger sang ein Piano, das einem den Atem raubte.

Weil sich Beethoven dennoch ein wenig gegen diese Lesart sperrte, wurde erst mit der Zugabe deutlich, warum Khachatryan den Award mehr als verdient hat. Seine Version der Sarabande aus Bachs d-Moll-Partita liegt gänzlich einsam in der heutigen Aufführungslandschaft. Barocke Techniken, die das Werk spielbarer machen, liess der 29-jährige links liegen. Stattdessen ging er mit dem Kopf durch die Wand - oder vielmehr: durch die Geige. In sehr eigenem Tonfall und mit unglaublicher Technik sang er gegen die Natur seines Instrumentes an - und sämtliche Stimmen aus. Und das tönte dann beinahe schon, als ob in seiner Geige die Wiener Philharmoniker en miniature steckten.

### Kurz & kritisch

CD

#### Marc Perrenoud, das Pianotrio und das Ich

Da gab es doch unlängst dieses Fräuleinwunder im Jazz. Sängerinnen blühten auf wie Orchideen, von Diana Krall bis Norah Jones, von Silje Nergaard bis Viktoria Tolstoy. Meist liessen sie sich von Jazztrios mit Piano, Bass und Schlagzeug grundieren. Reine Begleitbands: das kleinste Pling des Schlagzeugers fixiert, der kleinste Zupfer des Kontrabassisten vorgeschrieben. Seither hat das System des wohlorganisierten Klaviertrios, auch ohne vorgelagerte Sängerin, weitere Blüten getrieben. Was auch bedeutet: Der Raum fürs einzelne Ich, fürs ausgedehnte persönliche Statement im Solo, wurde eingeschränkt.

Doch ist das ein musikalischer Gewinn? Gibt es denn etwas Schöneres als die Begegnung mit einem frei sich artikulierenden Ich? Womit wir beim Westschweizer Jazzpianisten Marc Perrenoud wären. Das Bacchantische oder Dionysische ist der Musik des Mittdreissigers fast in jeder Note eingeschrieben. So flink und feurig spielt dieser Hochvirtuose auf dem Klavier, dass der Rausch der Töne einem manchmal gar - wie auf seinem aktuellen und dritten Trio-Album «Vestry Lamento» - etwas zu viel wird. Andererseits entfesselt Perrenoud in seinen Mitspielern Marco Müller (Kontrabass) und Cyril Regamey (Drums) eine unerwartete Dynamik.

Aber nicht nur sein fulminanter Hauptsolist macht das Marc Perrenoud Trio ausserordentlich und eröffnet ihm zunehmend die ganze Welt als Konzertschauplatz (Ende Jahr spielt das Trio auch in den USA): Es ist auch eine starke europäisierende Note. Wenn dieses furiose Trio sich mal etwas ausruht wie etwa im balladesken «Nymphes Blues», so klingt das nicht nach dem pechschwarzen, staksig-perkussiven Bluespiel eines Thelonious Monk, sondern eher nach Erik Satie oder nach ambientem Debussy.

Christoph Merki

Marc Perrenoud Trio: *Vestry Lamento* (Double Moon Records).

Konzert: Freitag, 19. 9., 20.30 Uhr, Moods Zürich.

Tag der offenen Tür

### Der Tonhalle-Chefdirigent ist auch ein DJ

Quer durch die ganze Halle führte die Warteschlange: Denn für einmal gab es Gratis tickets für ein Tonhalle-Konzert. Zum Abschluss des Tages der offenen Tür am vergangenen Samstag spielte Yuja Wang vor komplett ausgebuchtem Saal noch einmal Prokofjews 2. Klavierkonzert - und für Ravels «Bolero» sassen neben Tonhalle-Musikern 86 Laien auf dem Podium, die am Vormittag unter der Leitung des neuen Chefdirigenten Lionel Bringuier eine öffentliche Probe absolviert hatten.

Auch sonst war die Tonhalle gut gefüllt an diesem Tag: Rund 7000 Personen, darunter 500 Kinder, schauten hinter die Kulissen, verfolgten diverse Podiumsgespräche, bastelten, assen Bratwürste (auch Yuja Wang genehmigte sich eine), probierten Instrumente aus - und hörten Musik. Keineswegs nur klassische: Tonhalle-Musiker boten auch Programme mit Gypsasmusik oder Square-Dance, und Lionel Bringuier versuchte sich vor dem Haupteingang als DJ. Das sei schwieriger als Dirigieren, befand er nachher; aber schlecht hatte der Mix von Prokofjew und Salonen nicht getönt. (suk)

Nachruf

### Jazzpianist Joe Sample gestorben

Im Alter von 75 Jahren ist der amerikanische Jazzpianist, Produzent und Komponist Joe Sample gestorben. Sample gilt als einer der Vorreiter des Fusion-Jazz in den 60er- und 70er-Jahren. Berühmt wurde er als Gründungsmitglied der Fusion-Jazz-Band The Crusaders, deren grösster Hit 1979 «Street Life» aus dem gleichnamigen Album war. In seiner mehr als fünf Jahrzehnte umfassenden Karriere komponierte Sample auch zahlreiche Songs für andere Künstler wie Miles Davis, George Benson und Eric Clapton. Auch als Solokünstler war er erfolgreich, veröffentlichte 21 Alben und tourte zuletzt mit seiner Creole Joe Zydeco Band durch Europa. Seine letzten Schweizer Auftritte hatte er 2013 in Montreux und Basel. (SDA)